

# Einleitung

VON GERD ALTHOFF

Das große Interesse an einer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises, die schlicht ›Heinrich IV.‹ hieß, macht es eigentlich unnötig zu rechtfertigen, warum ein einzelner mittelalterlicher Herrscher 2006 im Mittelpunkt einer Reichenau-Tagung stand – noch dazu in seinem 900. Todesjahr. Dem denkbaren Vorwurf, mit der Konzentration auf eine Person werde einer antiquierten historischen Perspektive gehuldigt, sei dennoch begegnet, bevor er öffentlich erhoben werden kann.

Es ging bei dieser Tagung um den Versuch einer Neubewertung der Herrschaft und der Person Heinrichs IV. durch die gegenwärtige Mediävistik. Sie scheint nötig, weil viele der älteren Wertungen einem ganz bestimmten Geschichtsbild des 19. und 20. Jahrhunderts verpflichtet waren, das uns heute kaum noch als Richtschnur dienen kann. Einige der Leitfragen der Tagung hängen daher mit Spezifika des lange herrschenden Geschichtsbildes vom Mittelalter unmittelbar zusammen.

Heinrich IV. war ja eine der Zentralfiguren in diesem Geschichtsbild der Deutschen, oder moderner: in einer Meistererzählung, die von einem deutschen Kaiserreich kündete, das in seinen Anfängen unter den Ottonen, Saliern und Staufern überaus mächtig gewesen sei und in Europa die dominierende Rolle gespielt habe. Von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die ersten Jahrzehnte der Bundesrepublik hat die Fachwissenschaft die Jahrhunderte der ›Deutschen Kaiserzeit‹ im wesentlichen als eine glorreiche und ruhmvolle Vergangenheit beschrieben und damit nicht wenig zur nationalen Identitätsstiftung beigetragen. Angelpunkt dieser Geschichtssicht aber war die Machtfülle der Könige und Kaiser. So hat man im 19. Jahrhundert den preußischen Machtstaatsgedanken mit der Kaiseridee versöhnt und ein deutsches Sendungsbewusstsein mit den Hinweisen auf das Erbe und den Auftrag erzeugt, die die Geschichte der mittelalterlichen deutschen Kaiserzeit den Deutschen vorgeblich hinterlassen hatte, nämlich: Vor- und Ordnungsmacht in Europa zu sein<sup>1)</sup>.

1) Vgl. dazu zuletzt Gerd ALTHOFF, Die Rezeption des Reiches seit dem Ende des Mittelalters, in: Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Von Otto dem Großen bis zum Ausgang des Mittelalters, hg. von Matthias PUHLE/Claus-Peter HASSE (2006) S. 477–485. Die im Folgenden ausgeführten Gedanken finden sich ausführlicher auch in Gerd ALTHOFF, Heinrich IV. (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance, 2006) S. 11 ff.

Allerdings hatte nach dieser Lehre die Macht der Könige und Kaiser schon im 11. Jahrhundert tiefe Risse bekommen. Als ›Totengräber‹ der Kaisermacht galten sowohl die deutschen Fürsten mit ihren partikularen Interessen als auch das Papsttum mit seinem Streben nach Vorrangstellung. Mit dem ›Untergang der Staufer‹ war dieses Werk der Entmachtung der Kaiser dann vollendet – die Verfallsgeschichte des Spätmittelalters nahm ihren Lauf.

Heinrich IV. kam in dieser Erzählung insofern eine Schlüsselrolle zu, als seine Herrschaft vom Widerstand der Fürsten und von Auseinandersetzungen mit dem Papsttum gleichermaßen bedroht wurde. Heinrichs Gang nach Canossa markierte neben der Doppelwahl von 1198 eine der beiden verhängnisvollen ›Wenden des Mittelalters‹, die bis einschließlich des 1970 erschienenen Gebhardt als Fixpunkte im Geschichtsbild der Deutschen vom Mittelalter fungierten<sup>2)</sup>. Beide ›Wenden‹ markierten eben Meilensteine des Verfalls der Königsmacht.

Diese Fixierung auf eine starke Zentralgewalt, auf einen machtvollen König hat nun dazu geführt, dass seit dem 19. Jahrhundert die nationale Geschichtsschreibung beträchtliche Energien zur Verteidigung Heinrichs IV. und seiner Herrschaftsmethoden entwickelte, indem sie ihn als einen Vorkämpfer für die Rechte einer starken Zentralgewalt portraitierte, der gegen übermächtige Gegner zu retten versucht habe, was zu retten war. Seine unübersehbaren Niederlagen und sein letzliches Scheitern wurden dabei nicht selten mit einem tragischen Anstrich dargeboten.

Aus dem vielstimmigen Chor sei nur die sehr alte, aber wirkmächtige Wertung Wilhelms von Giesebrecht in seiner ›Geschichte der deutschen Kaiserzeit‹ (1855) zitiert, in der schon die Leitmotive anklingen, die teilweise bis heute zu vernehmen sind: »Das Ziel, wohin Heinrich strebte, liegt offen vor. Die ererbte Macht herzustellen und neu zu befestigen, eine wahrhaft kaiserliche Gewalt, wie sie ihm vom Vater hinterlassen war, zu üben und seinem Sohne dereinst zu überliefern: darauf waren alle seine Gedanken gerichtet. Kein neues Recht hat er verlangt, aber jedes überkommene, welches seine Mutter und die Reichsverweser hatten ruhen lassen, rücksichtslos, sobald er selbst die Regierung ergriff, in Erinnerung gebracht und nach Kräften geübt, namentlich Rom und den deutschen Fürsten gegenüber. Eine vollständige Restauration des alten Kaisertums in seiner ganzen Machtfülle trotz der Verbreitung der neuen kirchlichen Ideen, trotz des gesteigerten Selbstbewusstseins der fürstlichen Herren sah er als die Aufgabe seines Lebens an. Ihre Lösung überstieg seine Kräfte; die neuen Mächte waren kräftiger als die Erinnerungen der alten Zeit.«<sup>3)</sup>.

Die gleichen Akzente setzte 1909 etwa Karl Hampe in seiner viel gelesenen ›Deutschen Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer‹. Nach dem Ersten Weltkrieg ergänzte

2) Vgl. Handbuch der deutschen Geschichte 1: Frühzeit und Mittelalter, hg. von Herbert GRUNDMANN (1970) S.341, 427; s. auch die Beiträge in Canossa als Wende. Ausgewählte Aufsätze zur neueren Forschung, hg. von Hellmut KÄMPF (Wege der Forschung 12, 1976).

3) Wilhelm GIESEBRECHT, Geschichte der deutschen Kaiserzeit 3: Das Kaisertum im Kampfe mit dem Papsttum. Gregor VII. und Heinrich IV., hg. von Wilhelm SCHMIDT (1929) S. 650.

er seine Wertungen in einer Neubearbeitung aber noch in ganz bezeichnender Weise: »In seinem [also Heinrichs] vom Unglück wie wenig andere heimgesuchten Leben hat sich ein gut Teil von dem Schicksalsgang des deutschen Volkes vollzogen.«<sup>4)</sup> Heinrichs Leben als Präfiguration des Schicksals darzubieten, das dem deutschen Volk beschieden war, dürfte gewiss geeignet gewesen sein, ihm jede Sympathie zu sichern. Und mit Sympathie und großem Verständnis hat man seine Taten auch in der Folgezeit gewürdigt, obgleich sich natürlich immer wieder auch kritische Stimmen zu Wort meldeten, die ihn für den Machtverlust persönlich verantwortlich machten!

Das in den älteren Wertungen dominierende positive Urteil über Heinrich IV. findet sich mit ganz ähnlichen Akzenten auch noch in neueren und neuesten Darstellungen, was ich hier nicht im Einzelnen nachweisen will<sup>5)</sup>. Und ich stehe auch nicht hier, um zu erklären, dass alle diese Urteile gänzlich falsch seien und dass sie durch neuere ersetzt werden müssten, die ich bereits formulieren könnte. Aber es ist an der Zeit, in Erinnerung zu rufen, dass die positiven Wertungen der historischen Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts sich fundamental und diametral von Wertungen unterscheiden, mit denen Zeitgenossen die Amts- wie die Lebensführung Heinrichs IV. bedachten. Und das ist ein Befund, der eigentlich nachdenklich machen sollte! Es gibt wohl keinen zweiten deutschen König oder Kaiser, dem von so vielen Zeitgenossen auf so vielen Gebieten seiner Amts- wie seiner Lebensführung so viele Vorwürfe gemacht worden sind wie diesem Salier. Damit verkünde ich eigentlich gar nichts grundsätzlich Neues, doch ist es schon bemerkenswert, wie wenig Eindruck die massive Kritik der Zeitgenossen an Heinrich IV. auf die moderne Forschung gemacht hat. Der Grund hierfür liegt allerdings auf der Hand: Die Kritik kam ja vorrangig aus den Reihen derer, die man als ›Totengräber der Königsmacht‹ erkannt hatte, aus den Reihen der Fürsten, der Kirche und des Papsttums.

Viele Zeitgenossen lasteten dem König nicht nur politische Fehlgriffe in Fülle an, mit denen er die ganze bisherige Herrschaftspraxis im Kräftedreieck von Königtum, Adel und Kirche massiv in Frage gestellt habe. Sie notierten auch detailliert Taten, die man nicht als Charakterschwächen, sondern nur als Verbrechen bezeichnen kann, wenn sie denn wahr wären. Eine Prüfung des Realitätsgehalts der vielen, alle Bereiche der herrscherlichen Amts- und Lebensführung betreffenden Vorwürfe ist bisher aber kaum in Ansätzen versucht worden, und es steht auch grundsätzlich zur Frage, wie man erweisen will, welche dieser Vorwürfe wahr und welche aus der Luft gegriffen sind.

Es sind aber auffallend viele Zeitgenossen, die die Kritik an Heinrich IV. und seiner Herrschaft sehr stark in den Vordergrund gestellt und dabei wirklich kein Blatt vor den Mund genommen haben. Überdies haben sie Heinrich ein breites Spektrum an Vorwürfen auf nahezu allen Gebieten seiner Herrschaftsführung gemacht und keineswegs etwa nur Gerüchte über sexuelle Verfehlungen kolportiert. Obgleich aber alle die Quellen und Ein-

4) Karl HAMPE, Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer (1937) S. 84.

5) Vgl. dazu ALTHOFF, Heinrich IV. (wie Anm. 1) S. 15 ff.

zelbelege, die Vorwürfe gegen Heinrich IV. formulieren, der Forschung natürlich bekannt sind und immer bekannt waren, bleibt in den zusammenfassenden Wertungen der älteren, aber auch der modernen Forschung die Tatsache fast ohne Konsequenzen, dass wir es bei diesem Herrscher mit einem absoluten Ausnahmefall zu tun haben, was seine Beurteilung durch die Zeitgenossen angeht.

Es scheint aber nicht ratsam, die Vorwürfe deshalb aus der Darstellung und Bewertung der Regierung Heinrichs IV. weitgehend auszublenden, weil ihr Wahrheitsgehalt zweifelhaft und im Einzelfall nicht zu sichern ist. In den Vorwürfen manifestiert sich immerhin die Art und Weise, wie Gegner Heinrichs über ihn dachten, mit welchen Argumenten sie ihren Widerstand gegen ihn begründeten. Es gibt wenig Anhaltspunkte dafür, dass diese Gegner nicht davon überzeugt gewesen wären, mit ihren Vorwürfen wirkliche Handlungsweisen und Wesenszüge des Königs zu treffen. Selbst wenn es sich aber bei den meisten Vorwürfen um bösartige Verleumdungen handeln sollte, wären sie Teil der politischen Realität. Sie wirkten auf und beeinflussten das politische Klima.

Überdies ist mehrfach bezeugt, dass diese Vorwürfe nicht etwa heimlich kolportiert und aufgezeichnet worden wären. Vielmehr drängten diejenigen, die sie erhoben, danach, sie in öffentlichen Untersuchungen erhärten und ihren Wahrheitsgehalt von Anhängern Heinrichs IV. prüfen zu lassen. Mehrere Male sind solche Untersuchungen allem Anschein nach durchgeführt worden mit dem Ergebnis, dass die Vorwürfe auch von Heinrichs Anhängern ernst genommen und ihr Realitätsgehalt offensichtlich akzeptiert wurde. Und lange Jahre war das ultimative *colloquium* geplant, das unter Leitung Gregors VII. erneut die Vorwürfe gegen Heinrich untersuchen und endgültig entscheiden sollte, ob er noch König bleiben könne! Dass Heinrich dieses *colloquium* be- und verhinderte, hat ihm 1080 bekanntlich die zweite Bannung durch Gregor VII. eingetragen. Seine Gegner nahmen diese Sache also sehr ernst!

Daher ist in diesem Band der Versuch unternommen worden, in die Bewertung des Geschehens auch alle die Kommentare und Vorwürfe der Zeitgenossen einzubeziehen, die das herrscherliche Handeln Heinrichs begleiteten. Dies geschieht relativ unabhängig von der Frage, ob die einzelnen Wertungen und Behauptungen als wahr erwiesen werden können oder nicht. Ein solches *discrimen veri ac falsi* wäre im Übrigen selten überzeugend zu leisten. Aber die politische Wirksamkeit der Vorwürfe gegen den König hat sich mit einiger Sicherheit einigermaßen unabhängig von der Frage entfaltet, ob die einzelnen Anschuldigungen stimmten oder nicht – denn das hat wahrscheinlich schon von den Zeitgenossen kaum jemand sicher entscheiden können. Voraussetzung für die Wirksamkeit der Vorwürfe war vielmehr eine ausgeprägte Bereitschaft der, oder zumindest vieler Zeitgenossen, das Erzählte überhaupt für denkbar zu halten. Und von dieser Bereitschaft der Zeitgenossen gingen viele Autoren ganz eindeutig aus, sonst wären ihre Argumente ja auch wirkungslos geblieben bzw. hätten sich gegen sie selbst gewandt. Die Intensität, mit der über längere Zeiträume die vorwurfsvollen Argumente jedoch vorgebracht und wiederholt wurden, spricht sehr dafür, dass man von der ›Wahrheit‹ und der Wirksamkeit des Vorge-

brachten überzeugt war. Dies aber setzt ein bestimmtes Klima voraus, das für ein tieferes Verständnis der Vorgänge unabdingbar ist.

Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, wie desaströs solch ein Klima für eine Gesellschaft war, deren politische Verfahren fast ausschließlich darauf basierten, dass man in persönlicher Kommunikation den Konsens aller herstellte und dann das Beschlossene umsetzte oder in persönlicher Kommunikation vom Konflikt zurück zum Frieden fand! Diese Verfahren gründeten auf Vertrauen in die absolute Integrität der Beteiligten und wurden durch jeden Zweifel an dieser Integrität im Kern getroffen. Gerade diesen Zweifel aber säten die Nachrichten über angebliches Verhalten des Königs unablässig. Daher scheint es geraten und geboten, diese Nachrichten, und zwar unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt, zur Kenntnis zu nehmen als Argumente in den politischen Auseinandersetzungen und als Indizien für das herrschende politische Klima.

In diesem Band sollen also auch die Stimmen der Feinde und Gegner Heinrichs IV., die in dem vielstimmigen Chor der Zeitgenossen ja deutlich in der Überzahl sind, mit Argumenten zu Wort kommen, deren Wahrheitsgehalt unbestimmt ist, die aber sicheres Zeugnis von den Themen und vom Niveau der politischen Auseinandersetzung geben. Diese Einbeziehung von Nachrichten, die zumindest Auskunft über die Denkweisen in den politischen Lagern geben, eröffnet vielleicht eine zusätzliche Möglichkeit, politische Entwicklungen in welche Richtung auch immer zu verstehen und zu bewerten und so dem eigenartigen Phänomen eines Königs gerechter zu werden, dessen Bild wie kein zweites von Gunst und Hass seiner Zeitgenossen verzerrt worden ist. Dieses Zerrbild lässt sich aber gewiss nicht dadurch entzerren und glätten, dass man eine Gruppe von Stimmen weglässt. Vielmehr ist die Berücksichtigung aller überlieferten Perspektiven vorzuziehen, auch wenn man bei diesem Vorgehen Gefahr läuft, dass das Subjekt dieser Darstellung nicht als strahlender Held zu präsentieren ist.

Andererseits sollten und wollten wir natürlich nicht der Gefahr erliegen, nun das Pendel einseitig in eine andere Richtung ausschlagen zu lassen, indem wir uns ausschließlich mit den Stimmen der Gegner Heinrichs IV. beschäftigen. Ich denke, dass die Themen der Beiträge und die Beitragenden selbst hier für die nötige Balance gesorgt haben. Auch die Stimmen der Anhänger Heinrichs IV. kommen in diesem Band zu Wort.

Einen Mittelpunkt des Konzeptes dieses Buches bildet dennoch die kritische Würdigung der Vorwürfe gegen Heinrich IV. und die Frage nach ihrem Sitz im Leben. Ein wenig zugespitzt geht es um die grundsätzliche Frage: Hat Heinrich IV. etablierte Ansprüche von Adel und Kirche auf Beteiligung an der Herrschaft durch provokative Willkürakte zurückgewiesen und missachtet und so die bestehende Ordnung zugunsten einer autokratischen zu beseitigen versucht, wie seine Gegner behaupten? Oder aber war er der letzte Vertreter eines Typs charismatisch-autokratischen Königtums, der an einem verstärkten Pochen der Fürsten auf Mitverantwortung scheiterte? Von diesen Fragen erhoffen wir uns sowohl neues Licht auf das Herrschaftssystem des 11. Jahrhunderts und die Rahmenbedingungen seines Funktionierens als auch auf die Persönlichkeit Heinrichs IV. selbst und

die Antriebskräfte seines Handelns. Und wir fragen deshalb auch, mit welchen Argumenten und Strategien denn Anhänger Heinrichs IV. sein Handeln lobten oder verteidigten. Aus dieser Doppelperspektive hoffen wir die Distanz zu gewinnen, die nötig ist, um Gründe und Hintergründe einer tief greifenden Krise der Königsherrschaft besser verstehen zu können.

Nachtrag: Zu Ende der Drucklegung dieses Bandes erschien Johannes FRIED, Der Pakt von Canossa. Schritte zur Wirklichkeit durch Erinnerungsanalyse, in: Die Faszination der Papstgeschichte. Neue Zugänge zum frühen und hohen Mittelalter, hg. von Wilfried HARTMANN und Klaus HERBERS (2008) S. 133–197. Der Beitrag bietet die These, Heinrich IV. und Gregor VII. hätten in Canossa ein Bündnis geschlossen, das eine enge politische Zusammenarbeit begründete. Canossa wird so von einer Demütigung zu einem großen Erfolg Heinrichs IV. Hier kann nur noch angemerkt werden, dass bei dieser Neubewertung die gut bezeugte Nachricht unberücksichtigt blieb, dass sich Heinrich auch nach Canossa noch einem *colloquium* zu stellen hatte. Dieses sollte Gregor leiten und es sollte mit Gregors *iudicium* oder *consilium* in der *causa Henrici* enden. Es kam zwar trotz vieler Bemühungen nicht zustande, schließt aber ein Bündnis zwischen Heinrich und Gregor in Canossa mit großer Wahrscheinlichkeit aus.